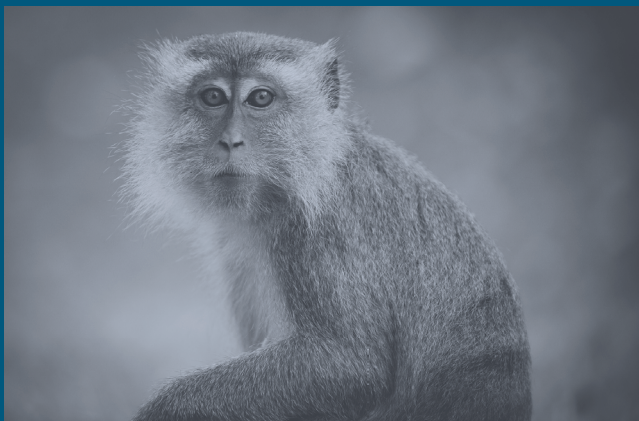

Monika Kloth-Manstetten

Die Wand aus Glas

Der menschliche Blick auf Tiere in
Wissenschaft, Philosophie und Literatur



VERLAG KARL ALBER



Monika Kloth-Manstetten

Die Wand aus Glas

Der menschliche Blick auf Tiere in
Wissenschaft, Philosophie und Literatur

VERLAG KARL ALBER



Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-495-99345-3 (Print)

ISBN 978-3-495-99346-0 (ePDF)



Onlineversion
Nomos eLibrary

1. Auflage 2024

© Verlag Karl Alber – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, Baden-Baden 2024. Gesamtverantwortung für Druck und Herstellung bei der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier (säurefrei). Printed on acid-free paper.

Besuchen Sie uns im Internet
verlag-alber.de

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	11
Teil 1: Von der Tierforschung zur Tierphilosophie	17
1. Kapitel: Von Primaten, Papageien und Delphinen: Tiere in der Forschung	21
1.1 Käfige	21
1.2 In freier Wildbahn	29
1.3 Eine Umkehr der Perspektive	34
1.4 Der menschliche Maßstab und die Entfremdung	36
1.5 »In their world on their terms«	45
1.6 Die Latte höher legen	47
2. Kapitel: Tierforschung in der Reflexion	61
2.1 Menschliche Forscher und ihr tierischer Gegenstand	61
2.1.1 Objektivität	63
2.1.2 Ein Fenster zum Geist der Tiere?.	65
2.1.3 Von der Beobachtung zum Experiment	67
2.1.4 Neurowissenschaften im Boot der Tierforschung	69
2.1.5 Das innere Leben der Tiere	72
2.1.6 Bewusstsein und Selbstbewusstsein	74
2.1.7 Abweichung vom Typischen: das Anekdotische	78
2.1.8 Interpretation	81
2.2 Zuschreiben und absprechen	83
2.3 Anthropomorphismus – unter der Haut anderer Arten	87
2.4 Befreiung vom Objektstatus?	91
2.4.1 Dem »Wir« widerstehen	91

2.4.2	Eine eigene Sicht auf die Dinge? Tiersubjekte in den Critical Animal Studies	100
2.4.3	Auftritt: Ein kleiner brauner Hund als Akteur	108
2.5	Ein Memorial	110
3.	Kapitel: Denken kommt aus der Evolution, Evolution aus dem Denken	113
3.1	»Mehr Mensch im Tier«	115
3.2	... oder: »einzigartig menschlich«?	120
3.3	Die Ontogenese des Menschen	121
4.	Kapitel: Im Zentrum der Tierphilosophie	129
4.1	Können Tiere denken?	129
4.1.1	Das Ameisenbeispiel	130
4.1.2	Malcolms Hund	132
4.1.3	Oder doch ein Abgrund?	137
4.2	Was tun Tierphilosophen?	140
4.3	Aristoteles und die Tiere	149
4.3.1	Lebewesen und Seelenkräfte	149
4.3.2	Philosophie – für oder gegen Tiere?	154
4.4	Verkörperter und lebendiger Geist	162
4.5	Montaignes Katze: der Preis der Differenz	165
	Fazit: Die Falle des Hierarchiedenkens	171
Teil 2:	Mensch-Tier-Beziehungen: Inszenierungen, Projektionen, Spiegelungen	175
	Blicke über einen Abgrund von Nicht-Verstehen	177
5.	Kapitel: An der Differenz rütteln	181
5.1	Symmetrische Beziehungen? Barbara Smuts	182
5.2	Charles Foster: Tier werden	189
5.3	H wie Habicht: Verwandlung und Rückkehr	193

6. Kapitel: Projektionsfläche Tier	203
6.1 Das verlorene Paradies	203
6.2 Das Glück der Tiere	208
6.3 Das versehrte Tier als Spiegelbild versehrten Mensch-Seins	214
7. Kapitel: Tierindividuen im Blick ›ihrer‹ Menschen . .	219
7.1 Eine unüberbrückbare Kluft (Foer)	221
7.2 Scham vor dem Tier: Turgenjews Jäger	224
7.3 Dominanz und Eigenleben: Herr und Hund bei Thomas Mann	227
7.4 Begegnung mit dem Wilden	232
7.5 Im Blick der Katze: Derrida auf der Spur des Anderen . .	234
8. Kapitel: Krieg gegen die Tiere: Jagd	243
8.1 Das große Schlachten: Flauberts Legende vom Heiligen Julian dem Gastfreien	245
8.2 Grausame Vergnügen – Fürstliche Jagden	258
Ausblick: Die Asymmetrie denken!	265
Teil 3: Tierethik zwischen Vernunft und Utopie	269
Konstellationen. Zur tierethischen Debatte	271
9. Kapitel: Statusfragen	275
9.1 Menschen, Affen, Kakerlaken? Der moralische Status . .	275
9.1.1 Tiere als <i>moral agents</i> ?	276
9.1.2 Der Speziesismusvorwurf	279
9.1.3 Grenzfälle: Das Argument der Marginal Cases . . .	282
9.2 Alleinstellungsmerkmal Moralität	283
9.2.1 Moralbedürftigkeit	284
9.2.2 Zugehörigkeit	287

10. Kapitel: Kant und die Tierethik – eine schwierige Beziehung	291
10.1 »Die ganze Menschheit«	291
10.2 Kants Schafspelz: Vorrecht der Macht (Korsgaard: Kant gegen Kant)	295
10.3 Nicht Vernunft, sondern Empathie? Worauf Moral gründen? Ein Exkurs	298
10.4 Ein atemberaubender Mangel an Empathie? (Korsgaard gegen Kant)	301
11. Kapitel: »Fellow Creatures«	307
11.1 The rabbit's point of view oder die Wichtigkeit des Lebens	307
11.2 Bloßes Leben und gutes Leben	312
11.3 Tierindividuen	318
11.4 Überwindung der Natur?	321
11.5 »Wo Natur war, soll Gerechtigkeit werden« (Martha Nussbaum)	322
11.6 Tierwürde	327
11.7 Extinction predators? Weltverbesserer – eine gefährliche Spezies	330
12. Kapitel: Rechtsfragen	335
12.1 Der Wolf von Gubbio oder die Utopie der Tierethik	335
12.2 Haben Tiere ein Recht auf Rechte?	337
12.3 Zoopolis: Bürgerrechte und Souveränitätsrechte für Tiere?	342
12.4 Tierrechte und politische Praxis	348
Schluss: Keine Welt ohne Leid, aber Wege durch das Leid	355

Nachwort	363
Literaturverzeichnis	365

Einleitung

Im Oktober 2013 hielt der Primatologe Frans de Waal in Heidelberg einen Vortrag über »prosocial animals«, in dem es um empathisches Verhalten von Primaten ging. Zwei Nebenbemerkungen erregten meine Aufmerksamkeit. De Waal zeigte das Titelbild seines Buches *The Bonobo and the Atheist*, auf dem das beeindruckend schöne und offensichtlich gefühlvolle Gesicht eines Bonobos zu sehen war und vor ihm der Hinterkopf eines Kindes. De Waal erzählte von der Freundschaft, die sich entwickelt hatte zwischen dem Bonobo und dem Dreijährigen, und fügte hinzu, selbstverständlich sei da eine Glaswand zwischen ihnen gewesen. Die Glaswand begann mich zu interessieren, als eine zweite Bemerkung hinzukam. In Bezug auf Versuche mit Affen, die Aufschluss darüber geben sollten, ob sie sich selbst im Spiegel erkennen, erwähnte de Waal, dass dieselben Versuche auch mit sehr kleinen Kindern durchgeführt worden seien, allerdings, so de Waal: »We did not put the children in cages.«

Diese beiden Randbemerkungen werfen Licht auf eine sehr besondere Konstellation. Primatologen wie de Waal haben viele Jahre ihrer Forschung dem Kampf gegen ein Feindbild gewidmet: das Feindbild einer absoluten Unterscheidung von Mensch und Tier. Jetzt nämlich, so die modernen Primatologen, sehen wir: Tiere sind wie Menschen. Jetzt können wir erkennen: Tiere sind gut. Moral beginnt beim Tier, bei Empathie und vielleicht sogar bei einem Konzept von Fairness. Alle Unterschiede zwischen Mensch und Tier erweisen sich als graduell. De Waal betont sogar ausdrücklich, und er ist nicht der Einzige, er sehe keinen Unterschied mehr.

Aber hier war sie, die feine Linie, die Glaswand, die den Bonobo von seinem Freund, dem Kleinkind, trennt. Die Glaswand ist Zeichen einer Asymmetrie: Sie schützt das Kind in diesem Fall vor einem Affen, vielleicht auch den Affen vor dem Kind, aber sie ist eindeutig Menschenwerk, sie definiert den Platz des Affen vom Menschen aus.

Wenn wir uns mit Tieren beschäftigen, stoßen wir unablässig auf eine solche mehr oder weniger deutliche Trennlinie, eine Grenze, die in vielen Fällen die konkrete Form einer Glasscheibe, einer Wand aus Glas, annimmt. Eine solche Trennlinie finden wir selbst bei Wissenschaftlern, die der Überzeugung sind, dass es keinen Unterschied zwischen Menschen und Tieren gebe, wir begegnen ihr in der Tierphilosophie, die nach der spezifischen Differenz zwischen Menschen und Tieren fragt, und in all den Versuchen, Begegnungen zwischen Menschen und Tieren in berichtenden, essayistischen oder literarischen Texten in Worte zu fassen und zu verstehen. Wie es oft mit Grenzen geschieht, werden die Grenzen zwischen ihnen, den Tieren, und uns, den Menschen, ausgetestet, gelegentlich ignoriert oder in Frage gestellt. Grenzen bieten Schutz und Sicherheit und provozieren zugleich Angriffe und Versuche, sie aufzulösen, oder sie provozieren die Frage, warum uns Menschen die Mensch-Tier-Differenz oder die Mensch-Tier-Nicht-Differenz so sehr interessiert. Forscher, die keine Trennung zwischen Primaten und einigen anderen Tierarten mehr sehen, übersehen oft die Tatsache solcher Grenzen, wie sie sich in der Glaswand manifestieren.

Mein Thema in diesem Buch ist die Art und Weise, wie Tiere erforscht werden, wie sie in Forschung und Philosophie, aber auch in Berichten und literarischen Texten *gesehen und dargestellt* werden. Ich forsche dabei nicht selbst über Tiere und erzähle auch nicht von meinen Begegnungen mit ihnen oder von eigenen Erfahrungen, wie es Tierforscher und Tierphilosophen gelegentlich tun. Ich kann nicht einmal eine besondere Qualifikation für den Umgang mit Tieren oder in Bezug auf Kenntnis und Verständnis von Tieren vorweisen, etwa durch einen lebenslangen intensiven privaten oder professionellen Umgang mit Hunden, Katzen, Pferden oder Vögeln oder durch ein einschlägiges Studium (wenn ich auch wie fast alle Menschen meine Erfahrungen mit Fliegen, Mücken, Wespen, Vögeln, Katzen und Hunden der Nachbarschaft und allerlei anderem Getier habe). In dieser Hinsicht komme ich gewissermaßen von außen. Dieser Blick von außen muss kein Nachteil sein. Im Gegenteil, er kann durch das Fehlen emotionaler Involviertheit eine hilfreiche Distanz ermöglichen. Statt also selbst Tierforschung zu betreiben, befasse ich mich ausschließlich mit Texten und Argumenten, mit Diskursen, in denen sich Blicke aus unterschiedlicher Perspektive

auf Tiere und auf das Verhältnis von Menschen zu Tieren manifestieren. Ich schaue also nicht durch das Glas auf die Tiere, sondern ich reflektiere die Reflexionen auf dem Glas, die andere beim ›Durchgucken‹ hinterlassen haben.

Warum löst das Thema häufig so emotionale Reaktionen aus? Die Positionierung der Tiere in Bezug auf den Menschen betrifft unmittelbar unser Selbstverständnis als Menschen. Es zielt damit auf den Kern oder die Mitte unseres Seins. Ein ganzes Cluster von Fragen ist damit verbunden: Sind wir (nur auch) Tiere? Sind wir mehr als Tiere? Ist die Abgrenzung vom Tier etwas, was uns erhebt, und ist daher die Gleichsetzung mit Tieren erniedrigend? Warum fühlen viele Menschen sich offenbar heftig in Frage gestellt, wenn die Unterschiede zwischen Tieren und Menschen kleiner zu werden scheinen – und werden sie tatsächlich kleiner? Und warum legen manche Forscher so viel Wert darauf zu betonen, dass Tiere dasselbe können wie Menschen oder mindestens genauso wichtig sind wie Menschen?

Wie lassen sich solche und ähnliche Fragen gültig beantworten? Zwar gibt es eine unübersehbare empirische Forschung zu den unterschiedlichsten Tierarten, aber in all diesen Forschungen gibt es Vorentscheidungen, die Fragestellungen und Ergebnisse lenken. Oft werden sie nicht bewusst getroffen, sie sind von Gefühlen beeinflusst, sie bilden Trends ab. Die Bedeutung solcher Vorentscheidungen kann man gar nicht hoch genug einschätzen. So kritisieren viele Wissenschaftler und Philosophen heute mit Inbrunst Wissenschaftler, Philosophen oder Schriftsteller aus vergangenen Zeiten, weil diese selbstverständlich von einer Überlegenheit des Menschen über das Tier ausgehen. Sie machen sich damit, so könnte man die Kritik in ihrer schärfsten Form verstehen, nicht einer ›weißen Suprematie‹, sondern einer ›Menschensuprematie‹ schuldig, eines ›Rassismus‹ gegenüber Tieren. Aber selten sehen die Kritiker, dass auch die gegenwärtige Forschung nicht frei ist von unreflektierten Selbstverständlichkeiten, dass auch sie nicht frei ist von blinden Flecken, die ihre Resultate beeinträchtigen und ihre Arbeiten bei zukünftigen Lesern in Misskredit bringen können. Der Ort, an dem über die Bedeutung der Mensch-Tier-Differenz, ihre Implikationen und Konsequenzen generell nachgedacht wird, ist die Philosophie. Meine These ist, dass alle Versuche, die Differenz zwischen Men-

schen und Tieren sozusagen im Denken vollständig zum Verschwinden zu bringen, scheitern müssen. Die Differenz hat offenbar den Charakter einer unaufhebbaren Asymmetrie. Ein Ausloten der Grenzen oder Versuche, an diesen Grenzen zu rütteln, ist jedoch nicht umsonst, insofern so neue Aspekte und Facetten einer komplizierten Beziehung sichtbar gemacht werden können.

In den Jahren, während dieses Buch entstand, konnte man einen fast ununterbrochenen Strom neuer Publikationen über Tierforschung, Tierphilosophie und Tierethik verzeichnen. Das zeigt einerseits die Relevanz der Thematik, andererseits macht es eine Berücksichtigung aller Neuerscheinungen unmöglich. Kann in einem Gebiet, das so sehr in Bewegung geraten ist, eine Darstellung nicht immer nur vorläufig sein? Wird nicht jede neue Forschungsarbeit oder sogar neue fiktionale Literatur das Bild wieder völlig verändern? Das Revolutionäre neuer Tierbilder, generiert durch den Fortschritt wissenschaftlicher Zugangsweisen, wird jedenfalls sehr oft behauptet oder unterstellt. Aber das gilt nicht in gleicher Weise für die Denkarbeit, die zu leisten ist. Eine solche Denkarbeit kann sich mit Gewinn noch der ältesten Quellen bedienen. Während also die Ergebnisse empirischer Forschungsarbeiten sich zu überschlagen scheinen, haben wir es in der Philosophie mit einem sehr langen Atem zu tun und können darauf vertrauen, dass selbst eine Lektüre von Denkern wie Aristoteles und Kant noch ihren Beitrag zum Thema leistet. In dieser Lage möchte ich meine Überlegungen zur laufenden, oft stark polarisierten Diskussion als eine Art Zwischenruf verstehen, einen Augenblick der Besinnung im Tumult und Rauschen manchmal erbitterter Debatten.

Die Textarten, die ich in diesem Buch heranziehe, sind vielfältig, die Zugangsweisen ihrer Autoren sehr unterschiedlich. Wissenschaftliche Publikationen und philosophische Abhandlungen, Erzählungen, Romane und Sachbücher gleichberechtigt nebeneinander zu untersuchen, mag gewagt wirken. Aber sie alle werden im Horizont der gleichen Fragestellung gelesen, sie werden diskutiert als Teil einer Auseinandersetzung darüber, wie Tiere thematisiert, wie sie gesehen werden, welche Bedeutung ihnen im Leben der Menschen zugesprochen wird und wie man mit ihnen umgeht und umgehen soll.

Im **ersten Teil** führt der Weg von der Tierforschung zur Tierphilosophie. Forschungen an Primaten, Papageien, Delphinen und einigen anderen Tieren haben in den letzten Jahrzehnten die Überlegung provoziert, ob sie nicht den Menschen in ihren Fähigkeiten viel näher sind als bis dahin angenommen. Meine Frage ist daher, welche Rolle bei diesen Befunden das Forschungssetting und die Perspektive der Forschenden spielt, und was wir eigentlich tun, wenn wir Tieren Fähigkeiten zuschreiben oder absprechen. Können neue Ansätze, bei denen Tiere als Akteure und nicht bloß als Objekte gesehen werden, die Wand aus Glas durchbrechen?

Vertreter von Evolutionstheorien glauben, das Paradigma der Einzigartigkeit des Menschen gültig widerlegt zu haben, indem sie zeigen, dass und wie Denken evolutionär (im Tierreich) entstanden ist. Kann solche Forschung die Frage entscheiden, ob der Mensch sich wesentlich oder nur graduell vom Tier und hier vor allem von Menschenaffen unterscheidet? Und spielt der Unterschied zwischen graduell und wesentlich wirklich eine so große Rolle? All diese Fragen führen ins Zentrum der philosophischen Auseinandersetzung mit Tieren. Tierphilosophie befasst sich immer auch mit der *anthropologischen Differenz*.

In Forschung und Philosophie werden notwendigerweise die konkreten Erfahrungen eingedampft zu etwas Allgemeinem und Abstraktem. Ein Zuwachs an Klarheit und Wissen kann dann zugleich ein Verlust an Vielfalt von Erfahrungen und Perspektiven sein. Im **zweiten Teil** suche ich daher einen komplementären Zugang zum Thema. Aus einer potentiell unendlichen Fülle von Narrativen, in denen Mensch-Tier-Beziehungen in allen Zeitaltern dargestellt oder auch inszeniert und damit interpretiert werden, greife ich einige wenige heraus, um verschiedene Aspekte dieser Beziehung zu beleuchten. Dazu gehören autobiographische Texte jüngerer Datums, die ein manchmal extremes Austesten der Grenzen zwischen Mensch- und Tier-Sein beschreiben. Aber auch älteste Schriftzeugnisse überliefern Konstruktionen von Mensch-Tier-Beziehungen, deren Spur man noch in viel späteren kulturellen Bildern oder Projektionen verfolgen kann. Sie verraten jeweils mehr über die Menschen als über die Tiere. Dasselbe gilt oft auch für fiktionale Literatur. Gerade in literarischen Texten können dennoch Erkenntnisse aufleuchten, die anders nicht zu gewinnen sind.

Denken und Schreiben über Tiere findet seine Fortsetzung in der Reflexion der Normen, die unseren Umgang mit Tieren regulieren sollen. Welche Bedeutung hat die anthropologische Differenz für die Tierethik? Das ist die Frage, der ich mich im **dritten Teil** zuwende, denn die Art und Weise, wie die Mensch-Tier-Differenz (oder auch die Nichtdifferenz) verstanden wird, wird in Theorieentwürfe eingebracht, die zuweilen unmittelbar handlungsanleitend sein wollen. Einer der wichtigsten und tiefgründigsten Theorieentwürfe der letzten Jahre ist der von Christine Korsgaard. In ihrem Buch *Fellow Creatures* stellt sie einen Ansatz vor, der kantische und aristotelische Motive verbindet und an Radikalität kaum zu überbieten ist, indem er die grundsätzlich gleiche Wichtigkeit von Menschen und Tieren zum Ausgangspunkt nimmt. Dieser Ansatz steht im Mittelpunkt meiner Überlegungen in diesem Teil. Zur Diskussion stehen aber unter anderem auch Aspekte nicht minder radikaler Ansätze von Martha Nussbaum und Corine Pelluchon und aus Bernd Ladwigs politischer Philosophie der Tierrechte.

Die Bilanz der Auseinandersetzung ist eher ernüchternd. Die großen Entwürfe der Tierbefreiungsbewegung oder der Tierrechtbewegung stellen mit ihren utopischen Zügen immer eine Überforderung dar. Wenn wir uns von utopischen Forderungen verabschieden, ohne doch zugleich die Orientierung, die sie anbieten, die Kritik an bestehenden Zuständen, die sie überwinden wollen, kurz, die in ihnen enthaltenen Impulse und Anregungen aufzugeben, wäre das ein nicht zu unterschätzender Schritt ins Offene, der uns helfen kann, konkrete Projekte in Angriff zu nehmen, die auf unterschiedlichen Ebenen für tierethische Belange fruchtbar werden können.

**Teil 1:
Von der Tierforschung
zur Tierphilosophie**

Wie werden Tiere in Forschungszusammenhängen gesehen, mit welchen Methoden hat man sich ihnen genähert und wie hat man ihre Fähigkeiten untersucht und beurteilt? Darum geht es im **1. Kapitel**. Dies führt zu der Frage, was es bedeutet, tierische Fähigkeiten an einem notgedrungen menschlichen Maßstab zu messen. Einen genaueren Blick auf die wissenschaftliche Forschung wirft das **2. Kapitel**, in dem gefragt wird, was wir eigentlich tun, wenn wir Tieren Fähigkeiten zuschreiben oder absprechen. Im Gegenzug zu einer Forschung, für die die dominante Rolle der Menschen selbstverständlich ist, entstanden neue Forschungsprojekte, in denen die Tiere als *agents* und nicht bloß als Objekte gesehen werden sollen. Das **3. Kapitel** befasst sich mit der Evolutionstheorie, in der die Frage nach einer Grenze zwischen Tieren und Menschen neu gestellt wird. Im **4. Kapitel** diskutiere ich Ansätze einer Tierphilosophie und hier vor allem das Thema der anthropologischen Differenz. Zugespitzt erscheint es in der breit geführten Auseinandersetzung darüber, ob man von (bestimmten) Tieren sagen kann, dass sie denken können. Ein Blick zurück auf Aristoteles kann erstaunliche Parallelen zur heutigen Debatte eröffnen, denn mit den Schwierigkeiten, Unterschiede und Gemeinsamkeiten begrifflich klar zu erfassen, hatte es schon Aristoteles zu tun bekommen. Ein kritischer Blick auf die Rolle, die Montaigne von manchen Theoretikern für die Tierphilosophie zugeschrieben wird, zeigt, dass es Montaigne vor allem um den Preis geht, den Menschen zu zahlen haben für die Fähigkeiten, die sie von den Tieren unterscheiden.

1. Kapitel: Von Primaten, Papageien und Delphinen: Tiere in der Forschung

We did not put the children in cages

1.1 Käfige

Der Primatologe Frans de Waal hat viele Jahre seines Lebens der Forschung an Primaten gewidmet und dabei wie andere Forscher seiner Generation immer mehr Fähigkeiten von Affen entdecken und dokumentieren können. In dem in der Einleitung erwähnten Heidelberger Vortrag über »prosocial animals« berichtete er eindrücklich von Versöhnungsverhalten und Trostspenden, von Empathie, zielgerichtetem Helfen und Selbstwahrnehmung. De Waal sieht darin Elemente moralischen Verhaltens oder evolutionäre Ursprünge der Moral. Sie können seiner Meinung nach zeigen, dass es keine *absolute* Unterscheidung gibt zwischen Primaten und Menschen, dass die Unterschiede höchstens *graduell* sind. Und er geht noch einen Schritt weiter. Wenn er sagt, dass es *gar keinen relevanten Unterschied mehr* gebe, spielt er zugleich darauf an, dass genau dies die falsche Schlussfolgerung oder vielleicht auch die falsche Prämisse früherer Forschung war, die das soziale Verhalten der Primaten eben noch nicht genauer erforschen konnte.

Ein Blick auf die elementaren äußeren Gegebenheiten der Versuche zeigen etwas anderes: Die Affen befinden sich in Käfigen, zumindest für die Dauer der Versuche, nicht aber die zu denselben Versuchen herangezogenen kleinen Kinder, denn de Waal versichert: »We did not put the children in cages«. Und auch wenn es Freundschaft geben mag zwischen einem dreijährigen Kind und einem Bonobo, dann ist selbstverständlich, wie de Waal bemerkt, eine Glaswand zwischen ihnen. Der Hinweis auf Käfige und Glaswand jedoch deckt eine besondere Konstellation auf. Denn trotz aller Ähnlichkeit ist da diese feine Linie, sei es in Form eines Käfigs, sei es

in Form einer Glaswand, die den Bonobo von seinem Freund, dem Kleinkind trennt oder die Forscher von ihren Tierprobanden. Die Glaswand ist Zeichen einer eigentlich unübersehbaren Asymmetrie: Eindeutig Menschenwerk definiert sie den Platz des Affen vom Menschen aus.

Ein recht bekanntes Beispiel aus der Affenforschung wirft ein grelles Licht auf das große Ungleichgewicht in aller Tierforschung, das uns noch weiter beschäftigen wird. Aus dem »Freigehege« werden Schimpansen oder Rhesusaffen zu ihren Aufgaben in den Trainingsraum geholt, in abgeteilte Käfige. In solchen Käfigen fand 1964 ein Versuch statt, den de Waal als »zwingendsten« Beleg für die Empathiefähigkeit von Affen beschreibt.¹ In zwei nebeneinanderliegenden, getrennten Käfigen wird die Empathie der kleinen Affen dadurch getestet, dass einem der Affen schmerzhaft Stromschläge erteilt werden, wenn der andere Affe an sein Futter geht. De Waal berichtet, dass die Affen das Futter nicht mehr anrührten, ja, dass sie sogar lieber fünf Tage hungerten. Die Affen hatten anscheinend sehr viel begriffen, sie hatten den Zusammenhang zwischen ihrem Futtern und dem Leiden des anderen bemerkt und offensichtlich wollten sie dieses Leiden nicht. Aber welche Brutalität des Menschen, die Affen fünf Tage hungern zu lassen, um festzustellen, dass sie sozial sind! Hier tut sich der eigentliche Unterschied auf zwischen Mensch und Tier. Wir wissen von keinem Affen, der auf die Idee gekommen wäre, Menschen in einem Gehege zu halten, um mittels Stromstößen ihre Empathiefähigkeit zu testen. (Der Satiriker Karl Kraus hätte vermutlich dazu gesagt, sie wären viel zu anständig dafür.)

Die feine Linie, die Glaswand, besagt also nicht einfach, dass dreijährige Kinder zwar befreundet sein können mit einem Bonobo, aber dennoch vor ihm geschützt werden müssen, und nicht nur, dass wir es mit Affen zu tun haben, die in einem Gehege leben müssen, in einem Setting, das wir Menschen für sie – manchmal möglichst

1 Frans de Waal, *Primaten und Philosophen. Wie die Evolution die Moral hervorbrachte*, München 2008, 47f. Er zitiert hier den Versuch von Wechkin und Masserman et.al. von 1964. Vgl. aber auch Tests zu Mitgefühl bei Mäusen mit schmerzhaften Injektionen von 2006, zitiert von Nussbaum in: Martha C. Nussbaum, *Politische Emotionen*, Frankfurt 2016, 229, und die Tests bei denen Oktopoda Essigsäure injiziert oder Einsiedlerkrebse Stromschläge erteilt werden, um zu messen, ob sie etwas fühlen. (aktuell im Crook Laboratory at San Francisco State University.) <https://crooklab.org> (13.11.2023).

artgerecht – bereiten. Sie besagt: Wir erforschen die Affen, indem wir sie gefangen halten. Falls die Affen zugleich auch uns erforschen, was sie vielleicht tun, so doch niemals in einem Arrangement, in dem wir die Gefangenen wären.

In seinem Buch *Are We Smart Enough to Know How Smart Animals Are?*², in dem de Waal sich in einer Art systematischer Metareflexion mit dem langen Weg, den die Tierforschung zurückgelegt hat, und der Mensch-Tier-Differenz beschäftigt, äußert er sich auch zu diesem Aspekt der Gefangenschaft. Soziales Verhalten kann man an freilebenden Tieren beobachten, sobald man aber dahinter liegende kognitive Prozesse erforschen will, sind kontrollierte experimentelle Tests nötig – und dazu müssen die Tiere zumindest zeitweilig in Gefangenschaft gehalten werden. De Waal hat in seiner Laufbahn als ›Beobachter‹ begonnen, ist dann von der Beobachtung zu Experimenten mit Affen übergegangen und hat ein eigenes Labor mit Kapuzineraffen eingerichtet:

»The trick is to house the animals socially, hence build large indoor and outdoor areas, where the monkeys can spend most of the day playing, grooming, fighting, catching insects and so on. We trained them to enter a test chamber where they could work on a touchscreen or a social task before we'd return them to the group. This arrangement had two advantages over traditional labs, which keep monkeys [...] in single cages. First of all, there is the quality of life issue. It is my personal feeling that if we are going to keep highly social animals in captivity, the very least we can do for them is permit them a group life. This is the best and most ethical way to enrich their lives and make them thrive. Second, it makes no sense to test monkeys on social skills without giving them a chance to express these skills in daily life.«³

Die Fortschritte in der Behandlung der Tiere sind mit Händen zu greifen und doch gibt es ein großes Aber: Wir benutzen Tricks, wir machen den Käfig größer und interessanter und besser, wir trainieren sie und wir *erlauben* ihnen ein Gruppenleben. Wir sind Herren ihres Lebens, und ihre Freiheit geht genauso weit, wie wir es zulassen.

2 Frans de Waal, *Are We Smart Enough to Know How Smart Animals Are?*, London 2016.

3 De Waal 2016, 59.

Allerdings sind manche Tiere unter bestimmten Umständen sehr wohl in der Lage, eine ganz eigene, wenn auch grobe Antwort auf die Gefangenschaft zu geben: Krähen, die für Experimente, in denen ihre Klugheit getestet wird, gefangen und später freigelassen werden, können die Menschen, die sie gefangen und festgebunden haben, selbst aus größeren Gruppen heraus wiedererkennen, wenn sie sich nicht vorsorglich verkleiden (wie es offenbar Konrad Lorenz tat). Sie beschimpfen solche Personen und greifen sie an, während sie andere in Ruhe lassen, die sie niemals gefangen genommen, gebunden oder sie sonstwie erniedrigt haben.⁴

Andere Tiere werden von Menschen gezüchtet und aufgezogen und verbringen den größten Teil ihres Lebens in einem oder auch vielen verschiedenen Labors, wo sie in Käfigen gehalten werden, wobei deren Türen zumindest zeitweise offenstehen können. In Irene Pepperbergs⁵ Bericht über ihre Arbeit mit dem Graupapagei Alex und zwei seiner Artgenossen wird deutlich, wie klein und improvisiert solche Labors häufig waren, der Lebensraum der Papageien – reduziert auf einen kleinen Raum mit einem Tisch, ein paar Schränken und einem alten Eisenstuhl, dem Lieblingssitz von Alex. Dort wurden in vielen Experimenten ihre kognitiven Fähigkeiten getestet, was in den meisten Fällen unterschiedliche Kontakte und Interaktionen mit Menschen erfordert. Sie trafen im Laufe ihres Lebens auf immer neue Forschergruppen, auf Studenten, Mitarbeiter und Besucher. Wenn man den Papageien Aufgaben stellt, muss man sie zur Mitarbeit – und es ist tatsächlich eine von unendlichen Wiederholungen immer gleicher Fragen geprägte langweilige *Arbeit* – motivieren. Anders als Irene Pepperberg hat sich Alex nicht bewusst dazu entschieden, einen Beitrag zu unserem Wissen über Tierkognition zu leisten. Pepperberg kümmert sich indes vorbildlich um Alex, sie macht keine grausamen Experimente, und doch ist etwas an der Forschungssituation zutiefst irritierend.

De Waal berichtet anschaulich von der notwendigen Motivationsarbeit seines Forschungsteams. Man dürfe keine überkandidelten

4 John Marzluff, Tony Angell, *In the Company of Crows and Ravens*, New Haven 2005, 24. Zit. nach de Waal 2016, 71. Konrad Lorenz (1903–1989), Hauptvertreter der klassischen Ethologie, wurde u.a. durch seine Forschungen über Graugänse bekannt.

5 Irene M. Pepperberg, *Alex*, München 2017.

(capricious) Anforderungen stellen, aber die Tiere sich auch nicht auf der Nase herumtanzen lassen, wenn sie nämlich nur herumspielen und Süßigkeiten umsonst haben wollen.⁶ Man könnte sagen, diese Tiere müssen sich ihr Brot, bzw. ihre Nüsse, Obststücke und Süßigkeiten durch Mitarbeit und richtige Antworten zu den immer wieder gleichen Fragen (die sein müssen, um zufällige ›Treffer‹ auszuschießen) verdienen. Und manchmal ›geht‹ auch gar nichts, denn zwingen kann man einen Papagei ebenso wenig wie einen Schimpansen oder andere Tiere. Man mag Arbeitstiere durch rohe Gewalt antreiben, vielleicht auch Dressurerfolge mit der Peitsche erzwingen, aber kognitive Leistungen und Problemlösungsverhalten testen, das kann man mit Zwangsmitteln nicht. Wenn de Waal hierzu seine Überlegungen anstellt, geht es ihm um die Validität der Forschung. Er sorgt sich darum, dass die Art und Weise, in der getestet wird, für viele »negative« Ergebnisse verantwortlich sei. Zu strafen und Ärger zu zeigen und überhaupt zu dominieren, ist nach seiner Erfahrung bei eigenwilligen Tieren kontraproduktiv: »Why would an ape follow the points and prompts of a human experimenter whom he sees as a rival?«⁷ Aufschlussreich ist hierzu die Beispielgeschichte, mit der de Waal die Notwendigkeit zu Motivierungsanstrengungen illustriert:

»[...] when Peony, one of our oldest females, ignored a task that we had set up for her. For twenty minutes, she lay in her corner. I sat down right next to her and told her, in a calm voice, that I didn't have all day and it would be great if she would get going. She slowly got up, glancing at me, and strolled to the next room, where she sat down for the task.«⁸

Man muss diesen Blick, den Peony de Waal zuwirft, nicht selbst gesehen haben, um darin die ganze vertrackte Ambivalenz dieser Art der Forschung zu finden: eine Interaktion zwischen zwei Individuen unterschiedlicher Spezies und eine von Menschen *vorgesetzte Aufgabe*, an der nur die eine Seite Interesse haben kann, weil durch sie Wissen erlangt und Wissenschaft befördert wird. Und irgendwie

6 De Waal 2016, 143: »My own approach has always been to be firm and friendly. Firm meaning that we are consistent and don't make capricious demands but also don't let the animals walk all over us, such as when they only want to play around and get free sweets.«

7 Ebd. Weiter heißt es: »My own team typically cajoles, bribes, and sweet-talks its primate partners.«

8 Ebd.

scheinen Peonys langsame Bewegungen eine gewisse großzügige Herablassung auszustrahlen, dem Menschen gegenüber, den sie so lange kennt und der offenbar *angewiesen* ist auf ihre Mitarbeit bei einer Sache, zu der sie niemals von sich aus gekommen wäre und die für sie keine unmittelbare Bedeutung hat.

Tiere werden durch geschickte, an ihre Bedürfnisse angepasste Arrangements überlistet. Da Graupapageien immer Nüsse und andere Belohnungen wollen, sind sie manipulierbar. »Wir« halten sie gefangen, bestimmen über ihr Leben, geben ihnen eine Wohnstätte und ernähren sie, sie sind in jeder Hinsicht abhängig von uns. Viele Tiere, die erforscht werden, werden eigens und einzig und allein zu diesem Zweck gezüchtet. Und dennoch gibt es da etwas, das nicht aufgeht: Der Papagei Alex kann keine Lust haben und seine Mitarbeit verweigern, unerfahrene Studenten manipulieren und ihnen auf der Nase herumtanzen. Peony lässt sich bitten und macht ihre Mitarbeit von einer Extraportion Zuwendung abhängig. Aber vielleicht am wichtigsten ist: Jenseits des Anteils an Dressur ist das, was diese hochintelligenten Vögel und einige andere Tiere zeigen, Lernen, es erfolgt nach einem eigenen Rhythmus und auf für uns und sie selbst unbekanntem Wege spontan und so kann ein Graupapagei anders als eine Maschine die Forschungsteams überraschen. Überraschen heißt hier nicht, dass der Graupapagei Alex Erwartungen übertrifft, sondern dass er plötzlich etwas anderes als das Erwartete tut, z. B. zählen. Oder es heißt, dass bei Primaten ein bisher unbekanntes und unerwartetes Verhalten beobachtet wird. Wir haben sie nicht ganz in der Hand!

Sehr oft werden Affen – und manchmal auch Graupapageien – parallel zu kleinen Kindern getestet, wobei gefragt wird: Was können sie, was nicht? Die Affenforscherin Julia Fischer gibt freimütig zu, dass sie über das »schlechte« Abschneiden ihrer Affen gelegentlich verwundert und sogar enttäuscht ist. Wenn sie Gründe dafür sucht, reflektiert sie mitunter die Anlage der Tests. Dabei stellt sie fest, die Kombination von Reiz und Belohnung ist für die Affen so schwierig, dass die Ergebnisse »falsch« werden. »Falsch« sind sie in ihren Augen, wenn die Affen es z. B. nicht schaffen, bei der Ausführung

einer Aufgabe *die größere Portion* zu erhalten.⁹ Ein eher schlichter Maßstab wird damit als selbstverständlich unterstellt: Intelligent ist Verhalten dann, wenn die größere Portion herausspringt. Da die Fremdheit der Testsituation hier eine Rolle spielen könnte, wäre nach Julia Fischer eine Orientierung an der »Lebensrealität der Affen« notwendig.¹⁰ Aber es gibt noch einen Unterschied, der die Testsituation als solche betrifft: Die Kinder werden nicht *hinter einem Gitter gehalten*, sie sitzen vielmehr auf dem Schoß eines Elternteils, von dem sie möglicherweise unbeabsichtigt Hinweise erhalten – und der Versuchsleiter *spricht* mit ihnen!¹¹ De Waal zitiert einen Primatologen, der sich bei einem bekannten Test gegen den Vergleich mit Kindern aussprach, weil ein solcher Test »unfair« sei, denn während man den Kindern die Aufgabe sicher erklärt hätte, wäre das bei den Affen nicht möglich: »I would prefer that nothing is explained. We can't explain it to the apes either.« Die Schimpansen sollten in diesem Test zwischen einer Tasse mit mehr oder weniger Süßigkeiten wählen. Die Tasse, auf die sie zeigten, wurde dann jedoch einem anderen Schimpansen gegeben. Wenn sie also die *größere* Menge an Süßigkeiten haben wollten, mussten sie auf die Tasse mit *weniger* Süßigkeiten zeigen. Das gelang der Schimpansin Sheba praktisch

9 Julia Fischer, *Affengesellschaft*, Frankfurt a.M. 2012, 107. Zur Problematik vergleichender Studien von Affen und kleinen Kindern siehe auch de Waal 2016, 144ff. Später werde ich auf Tomasellos Forschung eingehen, für die der Vergleich von Menschenaffen mit Säuglingen, Kleinkindern und Vorschulkindern konstitutiv ist.

10 »Am schönsten wäre es natürlich, wenn wir die Versuchsapparaturen einfach im Freiland aufbauen könnten. Aber leider interessieren sich die Tiere nicht wirklich für solche Tests, sie haben Wichtigeres zu tun.« Fischer 2012, 119. Sie beschreibt an dieser Stelle einen Versuch von Klaus Zuberbühler, der testen wollte, ob er mit »frei lebenden Pavianen Versuche zu deren Verständnis von kausalen Zusammenhängen machen könne.« Die Affen interessieren sich aber nicht für den Apparat mit der Frucht. Eines der Männchen nähert sich zwar, »doch bald wandte es sich wieder ab – warum Zeit mit der Apparatur vergeuden, wo sowieso überall Marula-Früchte herumlagen und es außerdem Dringlicheres zu tun hatte, wie etwa nach Löwen Ausschau zu halten und den Anschluss an die Gruppe nicht zu verlieren. Mit anderen Worten: Im Freiland ist die Motivationslage meist eine andere, und die Tiere lassen sich in der Regel nicht auf solche Experimente ein. Deswegen müssen im Freiland Versuche gemacht werden, die sich stärker an der Lebensrealität der Affen orientieren.« Fischer 2012, 120.

11 Vgl. de Waal 2016, 144.

nie, sie konnte offenbar ihr Bedürfnis, die vollere Tasse zu wählen, nicht überwinden. Als jedoch die Süßigkeiten durch Zahlen ersetzt wurden, gelang es ihr immer, auf die niedrigere Zahl zu zeigen, ebenso wie andere Schimpansen, die zuvor ein Zahlentraining absolviert hatten.¹²

Die Notwendigkeit von »species-appropriate tests«¹³ zeigen auch Versuche, die Gesichtserkennung von Primaten zu testen. Lange Zeit schienen sie zu zeigen, dass Menschen darin Primaten weit überlegen sind, was als ein Zeichen menschlicher Einzigartigkeit gewertet wurde. Niemandem, so erzählt de Waal, sei aufgefallen, dass die Primaten überwiegend mit menschlichen Gesichtern konfrontiert worden seien. – Als man Schimpansen mit Fotografien ihrer eigenen Spezies testete, waren sie genauso gut darin wie Menschen, die Menschengesichter wiedererkennen. Entlarvend in ihrer Naivität und Kurzschlüssigkeit ist die Begründung, die de Waal von den Pionieren auf diesem Gebiet erhielt. Sie glaubten, da Menschen sich so auffallend voneinander unterscheiden, würden Primaten, die das nicht können, erst recht versagen, wenn sie ihre eigene Art vor Augen haben, da sie ja so viel gleichförmiger aussehen.¹⁴ Aufschlussreich wäre sicher auch ein Test, bei dem Menschen Affengesichter unterscheiden müssten.

Wir finden jedenfalls ein wiederkehrendes Muster: Erwartungen, denen der spezifisch menschliche Blick zugrunde liegt, werden auf eine andere Spezies übertragen. Wenn diese Spezies den Erwartungen nicht entspricht, wird das als Indiz ihrer Unzulänglichkeit gewertet. Das vorausgehende Versagen der menschlichen Forscher, den Unterschied zu berücksichtigen (Menschen können Menschen gut unterscheiden, aber auch nur, wenn sie aus ihrem eigenen Kulturkreis stammen, Schimpansen können Schimpansen auseinanderhalten, die für uns alle gleich aussehen mögen), führt folgerichtig zur Feststellung eines gar nicht vorhandenen Defizits.

12 A. a. O., 228f.

13 A. a. O., 17f. »The challenge is to find tests that fit an animal's temperament, interests, anatomy, and sensory capacities. Faced with negative outcomes, we need to pay close attention to differences in motivation and attention.«

14 Vgl. de Waal 2016, 18f.

1.2 In freier Wildbahn

Von einem Verfahren, das das Setting, in dem die Affen die Gefangenen sind, auf den Kopf stellt, berichtet Julia Fischer in ihrem Buch *Affengesellschaft*.¹⁵ Demnach ließ sich ein Affenforscher des 19. Jahrhunderts vorsichtshalber in einen Käfig einschließen, um so Affen in freier Wildbahn zu erforschen. Offensichtlich ein Einzelfall. Inzwischen gibt es eine große Fülle von Forschung an freilebenden Affen. Ist damit das Manko der Gefangenschaft verschwunden? Schauen wir uns heutige Forschung an in Freiheit lebenden Affen etwas genauer an. Fischer beschreibt anschaulich die schwierigen Bedingungen und Strapazen für die Forscher. Sie erzählt, wie sie für ihre Forschungen stundenlang auf den geeigneten Moment wartet, um Rufe von Affen aufzunehmen, und immer wieder etwas Unvorhergesehenes passiert, so dass die Gelegenheit vorbeigeht, ohne dass sie etwas im Aufnahmegerät hat. Affen müssen erst mühsam an in ihrer Nähe herumwuselnde Menschenforscher gewöhnt werden. Der Primatenforscher Christophe Boesch, der »Schimpansenmann«, berichtet, dass es drei bis fünf Jahre dauerte, »bis einzelne Individuen sie endlich akzeptierten und bis die Affenbande nicht mehr sofort vor ihnen flüchtete«, so dass man ihre Verhaltensweisen beobachten konnte.¹⁶

In den von Fischer beschriebenen Forschungsbeispielen wird in der Regel gar nicht einfach beobachtet, sondern auch die frei lebenden Affen werden mit künstlich hergestellten Situationen konfrontiert und sie werden häufig getäuscht, z. B. um ihre Reaktionen auf Rufe von Artgenossen, die eine Bedrohung durch ihre Feinde signalisieren, zu testen.

Um die »Affengesellschaften« überhaupt identifizieren zu können, werden Affen zuerst einmal gefangen und betäubt und mit einem Sender versehen, der den Forscherinnen erlaubt zu wissen, welche Affen sie in ihren Beobachtungen vor sich haben und wer mit wem kommuniziert. Das zweite charakteristische Vorgehen ist dann die

15 Fischer 2012, 184f.

16 Vgl. Barbara Reye, »Der Schimpansen-Mann«, SZ Nr. 60 vom 13.3.2017. Parallelen dazu finden sich in anderen Bereichen, z. B. bei freilebenden Delfinen. Auch sie werden erst einmal lange an mit ihnen schwimmende Menschen gewöhnt.